

Zulässige und unzulässige Komplexitätsreduktion beim Kulturträger Nation

Hansen, Klaus P.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hansen, K. P. (2009). Zulässige und unzulässige Komplexitätsreduktion beim Kulturträger Nation. *interculture journal: Online-Zeitschrift für interkulturelle Studien*, 8(8), 7-18. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-455594>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Inhalt

Klaus P. Hansen
*Zulässige und unzulässige
Komplexitätsreduktion beim
Kulturträger Nation*

Jörg Scheffer
*Entgrenzung durch neue Grenzen:
Zur Pluralisierung von Kultur*

Stefanie Rathje
*The Definition of Culture -
An Application-Oriented Overhaul*

Mario Schulz
*Kann man komplexe
transnationale Kollektive
beschreiben, ohne unzulässig
die Komplexität zu reduzieren?*

I Jahrgang 8 | Ausgabe 8 | www.interculture-journal.com

Tagungsband der Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft

Wir, die oder alle? Kollektive als Mittler einer komplexen Kulturwirklichkeit

Gastherausgeber: Jörg Scheffer

Herausgeber:
Jürgen Bolten
Stefanie Rathje

2009



Zulässige und unzulässige Komplexitätsreduktion beim Kulturträger Nation

Prof. Dr. Klaus P. Hansen
Universität-Passau/ Forschungsstelle Grundlagen Kulturwissenschaft

Abstract

Once again the question is raised, what is a nation? It is not as usually is taken for granted a homogenous object. This incorrect premise is of venerable age, but strongly cherished today by the bulk of interculturalists. It is high time to discard this premise. This does not mean, however, that we have to do without the concept of nation. Without doubt a nation is an object of distinctiveness and singularity. But how might it be described? The article offers suggestions how it could be done.

1. Quantitative und qualitative Reduktion

Kultur schwebt nicht über den Wassern, sondern wird konkret an Gegenständen angetroffen, die man Kulturträger nennen könnte. Der wichtigste, weil am häufigsten bemühte von ihnen ist das ethnische Kollektiv mit seinen Erscheinungsformen Stamm, Volk und Nation. Die Ethnologie, die Erfinderin des wissenschaftlichen Kulturbegriffs, wandte ihn in ihren Anfängen ausschließlich auf solche Stämme und Völker an, die damals primitiv genannt wurden. Sie erforschte archaische, noch nicht modernisierte Gesellschaften. Diese Einengung wurde ab 1930 überwunden. Die amerikanische Ethnologie, die dort *cultural anthropology* heißt, entwickelte ab diesem Zeitpunkt das Paradigma *national character*, welches davon ausging, dass nicht nur überschaubare Stämme und Völkerschaften, sondern auch moderne Nationen eine einheitliche Kultur besitzen (Mead 1951). Man begründete diese Annahme über die identische Sozialisation, die alle Landsleute im Stadium der Kindheit durchlaufen haben sollen (Mead 1928). Neben der Theorie lieferte dieser Ansatz, der sich auch *culture and personality school* nannte, praktische Ergebnisse, die, da der 2. Weltkrieg kurz bevor stand, auch von Militärstrategen zur Kenntnis genommen wurden (Gorer 1948, Potter 1954).

Die Renaissance des Kulturbegriffs, die ab 1980 einsetzte und die moderne Kulturwissenschaft ins Leben rief, führte zu einer Ethnologisierung vieler Disziplinen. Gegenüber der Mutterwissenschaft kamen jetzt neue Kulturträger hinzu. Nicht mehr nur ethnischen Kollektiven wurde Kultur zugesprochen, sondern man erweiterte den Kulturbegriff und wandte ihn auf alle denkbaren Kollektive an (Subkultur, Unternehmenskultur etc. galten als Kulturträger) (Nünning / Nünning 2003). Dennoch blieb die Nation, obwohl ihre ethnischen Ursprünge fragwürdig geworden waren, weiterhin der wichtige Kulturträger, der bei den Disziplinen Landeskunde, *cultural studies* und Interkulturelle Kommunikation unangefochten im Vor-

dergrund stand. Seit der Renaissance des Kulturbegriffs ist die Ethnologie zweigeteilt. Die Traditionalisten erforschen weiterhin nicht-westliche und nicht-modernisierte Völkerschaften - beispielsweise in Süd-Ost-Asien - die Fortschrittlichen aber, die sich *Europäische Ethnologie* nennen und worin sich teilweise die alte Volkskunde (Hartinger 1993) verbirgt, analysieren mit Hilfe des Kulturbegriffs den Alltag moderner Nationen (Warneken 2000).

Um Kollektive als Kulturträger zu erforschen, muss – wie eigentlich immer in der Wissenschaft – eine gewisse Komplexitätsreduktion vorgenommen werden. Aufgrund der schieren Quantität gilt das für den Kulturträger Nation umso mehr. Doch Reduktion ist nicht Reduktion: Es gibt zulässige, die nur die Quantität verringern, und unzulässige, welche darüber hinaus die Qualität des Gegenstandes antasten. Quantitative Reduktionen sind unvermeidlich, und sie sind solange nicht schlimm, wie sie Strukturen und wesentliche Merkmale nicht antasten. Genau diesen Vorwurf muss man aber den qualitativen Verfahren machen, die Wesentliches weglassen und deren Ergebnisse insofern nicht durch die Wirklichkeit gedeckt sind.

Der Kulturträger Nation ist ein beliebtes Opfer qualitativer Komplexitätsreduktion, die in Form der Homogenitätsprämisse auftritt. Konkret besteht sie darin, dass man 8 Millionen Österreichern oder den fast 300 Millionen Amerikanern ein partielles Gleichverhalten unterstellt. Zum Beispiel gleiche Werte, gleiche Wahrnehmungsformen, gleiche Symbole und eine gleiche Denkweise, die man Mentalität nennt. Die Homogenitätsprämisse reduziert die Qualität der Heterogenität, die ein wesentliches Merkmal pluralistischer Nationen darstellt, und diese Reduktion ist nötig, damit der Moloch Nation dem Kulturbegriff zugänglich wird.

2. Die Homogenitätsprämisse

Die Homogenitätsprämisse besitzt eine lange Geschichte und tritt in verschiedenen Formen auf. Entweder kommt sie metaphysisch spekulativ daher oder als pseudo-empirische Theorie. Die antiken Geschichtsschreiber neigten der zweiten Form zu und führten das Gleichverhalten innerhalb der Völker entweder auf das Klima oder die politischen Institutionen zurück. Beide Annahmen gehen davon aus, dass eine vorgeordnete Gegebenheit, die auf alle Volksgenossen einwirkt, eine so weit gehende, prägende Kraft besitzt, dass sich die Geprägten gleichen. Aufgrund der Polis und der von ihr ausgehenden Freiheitsliebe hielten Isokrates und Herodot die Griechen für kampfesstärker als die Perser, denen durch die Staatsform der Tyrannei jeder Mannesmut genommen sei. Im Unter-

schied dazu begründete Aristoteles die griechische Überlegenheit aus dem milden Klima seiner Heimat.¹

Die Mehrheit der Autoren, die sich über Unterschiede zwischen den Völkern äußern und dabei Homogenität voraussetzen, macht sich gar nicht die Mühe, eine zu Ende gedachte Begründung zu liefern. Man geht davon aus, dass sich Völker und Nationen aus einer ethnischen Urzelle entwickelten², tut dann aber nicht den nächsten nahe liegenden Schritt, die Homogenität auf genetische Verwandtschaft zurückzuführen. Vielleicht schwingt es unterschwellig mit, aber laut und deutlich sagt das niemand, denn bewiesen wäre es erst, wenn man aus deutschen Testpersonen das Pünktlichkeits-Gen isoliert hätte.

Im 18. Jahrhundert konnte Herder da noch mutiger sein. Er hob die Homogenitätsprämisse ins Religiöse und metaphysisch Spekulative. Gott schuf nicht den Menschen, so ließe sich verschärft sagen, sondern die Völker. Mit diesem Schachzug konnte er das Miteinander von Gleichheit und Ungleichheit erklären. Als Volksgenossen unterscheiden sich die Menschen, was schon bei Hautfarbe und Körperbau beginnt, um dann darüber wieder zusammen zu finden, dass Völker Varianten des Menschlichen sind. Herder, das wäre genauer zu untersuchen, spricht weniger von Kultur als vom Völkischem: von "völkischer Seele" oder "völkischer Ganzheit" (vgl. Willoweit / Fehn 2007). Der Kulturbegriff kommt indes selten vor. Ihn bringen erst später die Ethnologen ins Spiel, indem sie das Völkische Kultur nennen. Seitdem erscheint die Homogenitätsprämisse unter diesem Namen, dem aber lange, da Herders spekulative Philosophie moderneren Maßstäben nicht mehr genügte, eine Theorie fehlte. Sie wurde erst im 20. Jahrhundert durch die bereits erwähnte culture and personality school geliefert. Im Rahmen des Paradigmas national character wurde auf wissenschaftlich ernst zu nehmendem Wege die Homogenitätsprämisse zu begründen versucht. Die Antwort lautete, Nationalkultur und Nationalcharakter entstehen durch Sozialisation. Weil die Eltern ihre Kinder auf gleiche Weise erziehen, soll es zur charakterlichen Angleichung kommen. Seitdem haben wir dicke Bücher über den amerikanischen Nationalcharakter, deren Thesen heute noch zu finden sind. Das Ganze besitzt aber einen Schönheitsfehler: Die Homogenität wird nicht durch die Erziehung geschaffen, sondern liegt ihr voraus.

Eine Minderheit der modernen Kulturwissenschaftler bezweifelte jedoch die Homogenitätsprämisse, wobei zwei Argumente ins Feld geführt wurden. Clifford Geertz, der herausragende Kulturanthropologe Amerikas, schrieb seiner Zunft ganz grundsätzlich ins Stammbuch, dass sie mit einem deterministischen Kulturbegriff arbeite. Ethnologie und sonstige

Kulturwissenschaften betrieben ihr Geschäft so, als würde Kultur normativ Verhaltensweisen vorschreiben, die, wenn man dazu gehören wollte, befolgt werden müssten. Dieser Determinismus-Vorwurf trifft natürlich auch die Homogenitätsprämisse, denn nur Determinanten erzeugen Gleichheit. Gegen diesen falschen Ansatz hebt Geertz den Angebotscharakter von Kultur hervor. Sie stelle Zeichen und Verhaltensmöglichkeiten bereit, die von den Individuen verschieden – also nicht homogen - realisiert würden (Geertz 1973). Die Kritik des Soziologen Ulrich Beck nimmt ihren Ausgang von folgender Überlegung. Kultur, so seine Metapher, sei kein fest verschlossener Container, aus dem nichts heraus oder in den nichts hinein gelange. Beim Kulturträger Nation sei das besonders offensichtlich. In unserer globalisierten Welt stünden alle Länder weit offen und es finde ein permanenter Transfer zwischen ihnen statt. Da alles im Fluss sei, so Becks Resultat, wäre Homogenität nicht möglich (Beck 1998).³ Wolfgang Welsch (1995) sekundiert mit dem Zusatz, dass sie noch nie möglich war und verweist auf ältere Globalisierungen wie das römische Reich und die Völkerwanderung.

So richtig diese Kritik ist, schießt sie doch über das Ziel hinaus. Im Grunde stellen Geertz und Beck, wenn man ihre Schriften genau liest, die Gegenständlichkeit des Kulturträgers Nation in Abrede. Für sie ist Nationalität Konstruktion und Einbildung. Das aber läuft unserem Empfinden zuwider. Wenn wir in Spanien sind, kommt uns alles spanisch vor, und wenn wir einen Film sehen, der in Deutschland spielt, erkennen wir die Heimat. Nationen, das ist nicht nur eine Erfahrung, sind erkennbar. Sie zeigen nationalspezifische Besonderheiten, die sie von anderen Nationen unterscheiden. Wenn sie aber erkennbar sind, müssen sie Gegenständlichkeit besitzen, die aber eben nicht in Homogenität besteht. Daher sollte man den Nationenbegriff nicht auf die Halde menschlicher Irrtümer werfen, sondern nur die verfälschende Homogenitätsprämisse aufgeben. Die qualitative Komplexitätsreduktion müsste rückgängig gemacht und durch eine quantitative ersetzt werden.

3. Neukonzeption des Begriffs Nation

Dazu stellt sich als erstes die Frage, was für eine Art Kollektiv ist die Nation? Ich unterscheide Kollektive ersten Grades von solchen zweiten Grades. Die ersteren bestehen aus Individuen; die letzteren über diese hinaus vor allem aus Kollektiven. Ein Tennisclub besteht aus Mitgliedern; der Deutsche Gewerkschaftsbund hingegen, ein Kollektiv zweiten Grades, besteht aus Einzelgewerkschaften, also aus Kollektiven ersten Grades.

Nationen sind Kollektive zweiten Grades in einem noch weiteren Sinne als mein Gewerkschaftsbeispiel. Der Deutsche Gewerkschaftsbund setzt sich aus stark ähnlichen Kollektiven ersten Grades zusammen, die man Zwillingsskollektive nennen könnte. Unter dem Dach der Nation hingegen finden wir nicht nur unendlich viele, sondern vor allem auch unendlich verschiedene Kollektive. Unter dem deutschen Dach drängeln sich Briefmarkensammler, Esoteriker, Neonazis, Schützen- und Karnevalsvereine, Hobbyclubs, Wirtschaftsunternehmen, terroristische Vereinigungen und, besonders deutsch, die Gesellschaft zur Rettung des Genetivs. Selbst Kollektive zweiten Grades wie Innungen und Interessenverbände sind darunter. Das hervorstechende Merkmal einer modernen Nation nenne ich deshalb Polykollektivität. Sie setzt Pluralismus voraus, denn die einzelnen Kollektive verfolgen andere Interessen und leben nach anderen Werten.

Das entscheidende Merkmal der Polykollektivität, aus dem die Staatsform Demokratie ihre Legitimation bezieht, wird von der Homogenitätsprämisse unterschlagen. Diese entscheidende Qualität wird durch die Komplexitätsreduktion eliminiert, wodurch der Kulturträger Nation in einem seiner wesentlichsten Punkte entstellt wird. Nationen werden nicht durch Homogenität bestimmt, sondern durch Heterogenität. Von der Basis Heterogenität und Polykollektivität lassen sich weitere Merkmale ableiten. So die Funktion von Kollektiven zweiten Grades, die darin besteht, das Miteinander der Kollektive zu regeln. Das gilt um so mehr für das Dachkollektiv Nation, das für die Erhaltung, Steuerung und Zähmung von Polykollektivität verantwortlich ist.

Diese Funktionen wird auf vielfache Weise erfüllt. Dabei kommt ihm folgendes Phänomen zur Hilfe. Die meisten der das Dachkollektiv ausmachenden Kollektive sind nicht so scharf und hermetisch von einander abgegrenzt, wie wir meinen. Da Individuen vielen Kollektiven angehören, sind diese irgendwie miteinander verschränkt oder ragen gegenseitig in sich hinein. In einem Tennisclub, genauso wie in einer Einzelgewerkschaft, treffen Katholiken auf Protestanten, Vegetarier auf Schnitzelfreunde, Schwaben auf Bayern. Das liegt an der Multikollektivität der Individuen, wie ich es nenne, d.h. an der Tatsache, dass der Einzelne vielen Kollektiven angehört. Ich bin bekennender Rheinländer, Volvo-Fahrer, Atheist, Hochschullehrer, Tennisspieler und Hausbesitzer.

Die Multikollektivität sorgt dafür, dass die Mehrzahl der Kollektive präkollektiv mit einander verbunden ist. Der Begriff präkollektiv betont dabei, dass diese Vernetzung nichts mit dem Konstitutionsgrund und Kollektiv-Zweck zu tun hat, sondern davon unabhängig existiert. Die Religionszugehörig-

keit der Mitglieder eines Tennisclubs hat nichts mit der eigentlichen Kollektivität dieses Clubs zu tun; aber dennoch ist sie vorhanden und die Religionen ragen in den Club hinein, was Virulenz bekommen würde, wenn ein Muslim um Aufnahme nachsuchte. Wie wichtig die präkollektiv greifende Multikollektivität für ein Gemeinwesen ist, sehen wir am Beispiel derjenigen, die ihm den Rücken kehren wollen. Mit allen Mitteln versuchen Sekten Außeneinflüsse fern zu halten und alle präkollektiven Elemente zu reduzieren. Man wohnt zusammen, verbringt zusammen die Freizeit und heiratet nur untereinander. Sekten verweigern sich den Prinzipien der Kollektivität, indem sie die unterschweligen Verbindungen zu anderen Kollektiven kappen.

Die Multikollektivität der Individuen fungiert als Gegenmittel zur Polykollektivität der Nation, die immer der Gefährdung ausgesetzt ist, in ihre Bestandteile auseinander zu fallen. Multikollektivität setzt einerseits Polykollektivität voraus, sonst hätte das Individuum keine Auswahl, dämpft andererseits aber ihre atomisierende Tendenz. Auch bewusst und geplant reguliert das Dachkollektiv Nation seine uneinheitliche Vielfalt. Zum einen durch Bereitstellung von Interaktionsregeln und zum anderen durch Überwachung der Kommunikationsmittel. Im Vereins- und Körperschaftsrecht bietet der Nationalstaat Formen der Kollektivbildung an und regelt durch die verschiedensten Gesetze den Umgang sowohl der Individuen miteinander als auch der Kollektive. Bei Verstößen dagegen droht das Strafrecht mit Sanktionen. Man erkennt: Die Funktionen der Nation ergeben sich aus ihrem Hauptmerkmal der Polykollektivität.

Nationen sorgen aber auch für Kommunikation zwischen allen Individuen und Kollektiven. Jede Nation besitzt ihre staatlich überwachte Nationalsprache. In besonderen Fällen können das, wie in der Schweiz, mehrere Sprachen sein. Über Dia- und Soziolekte hinweg sichert das Dachkollektiv auf verschiedene Weise die Verständigungsfähigkeit, damit die verschiedenen Kollektive kommunizieren können. Was sich pauschal so einfach sagt, ist in der Wirklichkeit höchst kompliziert und beschäftigt den linguistisch orientierten Teil der Interkulturellen Kommunikation (vgl. Kiesling / Paulston 2005). Das Gleiche gilt für Umgangsformen und die non-verbale Kommunikation. Auch sie besitzen über die verschiedenen Verhaltensgewohnheiten der Kollektive und Kollektiv-Gruppen hinweg einen Kern des Gemeinsamen, sozusagen eine Etikette des Normalen. Kurzum: Im Bereich der Kommunikation im weitesten Sinne übt die Nation eine, wie ich es nenne, pankollektive Funktion aus, sodass sich Professor und Penner verständigen können. Die pankollektive Funktion ermöglicht Polykollektivität als kommunikatives Handeln.

An dieser Stelle taucht folgender Einwand auf. Nachdem die Homogenitätsprämisse verworfen wurde, erkennt man nun, dass sowohl im Bereich der Gesetze und Institutionen als auch in jenem der Kommunikation Homogenität herrscht. Deutschland ist dahingehend einheitlich, dass sich eine Mehrheit an bestimmte Gesetze hält, sich in bestimmte Institutionen einfügt und sich derselben Kommunikationsmittel im weitesten Sinne bedient. Ist das aber jene Homogenitätsprämisse, die der traditionelle Kulturbegriff meint? Ja und Nein! An die Sprache, die Teil der Kultur ist, denkt man wohl, nicht aber an Gesetze und Institutionen, die Gleichverhalten nicht kulturell vorgeben, sondern sozusagen geplant erzwingen. D.h. die Kritik am Homogenitätspostulat muss differenziert werden. Bei aller Polykollektivität muss das Dachkollektiv Nation als Mischung aus Homogenität und Heterogenität gesehen werden. Da der homogene und heterogene Bereich funktional verschieden sind, führt diese Aussage in keinen Widerspruch. Die Heterogenität rührt von der Polykollektivität her, während die Homogenität auf einer pankollektiven Ebene diese Polykollektivität regelt. Heterogen sind die Kommunikationspartner, homogen aber Kommunikationsmittel und die Modalitäten ihres Umgangs mit einander. Wenn ein deutscher Katholik mit einem deutschen Kommunisten streitet, sind sie bezüglich ihrer Interessen und Denkinhalte heterogen; homogen jedoch ist, dass sie deutsch sprechen und gewisse Benehmensvorschriften wahren. Das muss so sein, denn sonst wäre eine funktionierende Kollektivität unter dem Dach Nation nicht möglich.

Aber müsste nicht auch die Geschichte, die eine Nation erlebt, Homogenität verbürgen. Wiederum lautet die Antwort Ja und Nein. Sicherlich sind die historischen Fakten für alle Volksgenossen dieselben. Daneben aber gehört zur Geschichte auch die Deutung dieser Fakten, nachdem sie geschehen ist. Bei ihr jedoch hört die Homogenität sofort auf, denn hier wirkt sich wieder die Polykollektivität aus. Es gibt nicht nur eine Deutung, sondern je nach Interessenlage der Betroffenen verschiedene und widersprüchliche. Die rivalisierenden Interessen der Kollektive führen zunächst zu rivalisierenden Deutungen der Geschichte. Sobald diejenigen, die das historische Ereignis erlebten, gestorben sind, hört der Deutungsstreit meistens jedoch auf und mündet in eine Mehrheitsdeutung, die oft offiziellen Charakter annimmt. Wir sehen das am Beispiel des Nationalsozialismus. Der Deutungsstreit ist vorüber und im Großen und Ganzen setzte sich eine kritische und nichts beschönigende Sicht durch wie an der landesweiten Ablehnung der Neonazis und anderer Unbelehrbarer sichtbar wird. Im Bereich Geschichte zeigt sich insofern das gleiche Miteinander von Homogenität und Heterogenität, das ebenfalls in keinen Widerspruch mündet, da sie hinter einan-

der angeordnet sind. In der zeitlichen Nachbarschaft der historischen Ereignisse herrscht Heterogenität und Streit, der dann mit zeitlichem Abstand in Homogenität mündet.

4. Die Nation als Unikatskonglomerat

Ich kehre zum Ausgangsproblem zurück: Wenn man den Nationenbegriff nicht verwerfen will, muss eine neue Gegenständlichkeit präsentiert werden. Die traditionelle bestand aus zwei Komponenten: Eine Nation galt erstens als besonderes und also einmaliges Gebilde, das zweitens in sich homogen war. Die Homogenität haben wir relativiert, an der Besonderheit und Singularität der Nationen aber können wir festhalten. Wir müssen sie nur eben als Miteinander von Homogenität und Heterogenität begreifen.

Worin aber konstituiert sich Besonderheit? Eine, und zwar eine homogene, stellten wir bereits fest: die Kommunikationsmittel, die Sprache und die Umgangsformen. Die haben die Nationen für sich und sind dem Angehörigen einer anderen Nation verschlossen. Wenn interkulturelles Training eine Berechtigung hat, dann hier, in diesem homogenen Bereich.

Den homogenen Besonderheiten stehen die heterogenen gegenüber, die sich aus der Polykollektivität ergeben. Jede Nation besitzt Kollektive, die es in dieser Ausprägung nur unter ihrem Dach gibt. Ich nenne sie Unikatskollektive. Die Gesellschaft zur Rettung des Genetivs gibt es nur in Deutschland; genauso wie Schützen- und Karnevalsvereine. Solange es noch den Meisterbrief gab, war der deutsche Handwerker einmalig auf der Welt, ebenso wie – ebenfalls aussterbend – der habilitierte Professor. Unikatskollektive müssen keine Randerscheinungen sein. Die amerikanische *National Rifle Association* etwa ist ein ebenso einmaliges wie höchst einflussreiches Kollektiv. Dennoch sind Unikatskollektive selten, und das liegt daran, dass die westlichen Nationen nah bei einander liegen.

Zwischen diesen Nationen besteht eine weitgehende Kollektiv-Analogie, die aber trotz grundsätzlicher Gleichheit Variationsmöglichkeiten erlaubt. Jede demokratische Nation braucht Parteien, welche die in allen modernen Gesellschaften vorhandenen Interessen vertreten. Dass es Parteien geben muss, ist durch transnationale Faktoren wie Demokratie und Marktwirtschaft vorgegeben, bei der Ausgestaltung dieser Kollektive stehen jedoch Spielräume offen. Die deutsche SPD hat Einiges mit der Labour Party gemeinsam, ohne ihr aber gänzlich zu entsprechen. Wenn man die Partei als Ganzes sieht, präsentiert sie sich als singuläres deutsches Kollektiv. Betrachtet man indes ihre Bestandteile, treten transnationale oder pankollektive Elemente zutage.

Trotz der Kollektiv-Analogien, wie sie in bestimmten Gruppierungen von Nationen zu finden sind, reicht der übrigbleibende Rest an Unterschiedlichkeit, um dem Dachkollektiv Nation Besonderheit im Sinne von – das Englische besitzt ein treffenderes Wort – *distinctiveness* zu verleihen. Wenn man sich die gesamte Polykollektivität vor Augen hält, leuchtet das umso mehr ein. Zum einen addieren sich die Unterschiedlichkeiten der einzelnen Kollektive und zum anderen resultieren Beziehungen zwischen ihnen, die ebenfalls durch die Unterschiedlichkeiten geprägt sind. Nationalspezifisch sind ja nicht nur die Kollektive selbst, sondern ebenso, das folgt stringent, die Beziehungen, Feindschaften, Differenzen und Rivalitäten zwischen ihnen. Dabei schaukeln sich die Unterschiedlichkeiten weiter auf. *Labour* und *Conservative Party* unterscheiden sich in vielen Punkten von SPD und CDU. Diese Punkte schlagen sich ebenfalls in ihrem Verhältnis zu einander nieder, sodass sich die englischen Parteien gegenseitig anders empfinden als die deutschen. Wie sehr sich die Unterschiedlichkeiten aufschaukeln, sehen wir gerade am Beispiel des Lokführerstreiks, der für einen Amerikaner schwer zu verstehen ist. Jede westliche Nation hat Lokführer und Gewerkschaften, doch was wir gerade ohnmächtig beobachten, ist urdeutsch. Die Lokführer sind Teil unseres effektiven Transportsystems, das von vielen Menschen täglich benutzt wird, und wenn hier die Räder still stehen, tut es der Gesellschaft weh. In den USA würde dem Streik diese schmerzhafteste Komponente fehlen. Eine weitere Facette des Streiks fehlte in den USA ebenfalls: Die deutschen Gewerkschaften sind in Dachorganisationen zusammengefasst, woraus die GDL ausgescherte. Dadurch kämpft sie an zwei Fronten, gegen die Bahn einerseits und andererseits gegen die anderen Bahn-Gewerkschaften.

Damit zum letzten Punkt meiner Aufzählung nationalspezifischer Bereiche. Ich nenne ihn die nationale Agenda. Wenn wir die Nachrichten einschalten, werden wir mit einem Mix an Themen konfrontiert, der einerseits eine gewisse Zeit konstant bleibt, sich andererseits permanent ändert. Dieser Mix muss nicht hauptsächlich aus deutschen Themen bestehen. Selbst wenn internationale dominieren, besitzt jede Nation ihre eigene Zusammenstellung. Daneben gibt es aber auch rein deutsche Themen wie derzeit die Eisbären Knut und Flocke.

Nationaltypisch ist die Agenda vor allem bei den langfristigen Dauerthemen, welche die besonderen Differenzen innerhalb einer Nation klar hervortreten lassen. Für Amerika heißen diese Themen *gun control*, Abtreibung, Todesstrafe. An ihnen zeigen sich immer wieder die tiefen kollektiven Risse, die durch die USA gehen. Wenn ich ein landeskundliches Buch über die USA zu schreiben hätte, würde ich mich auf solche spezifischen und singulären Differenzen konzentrieren, weil

an ihnen die besondere Polykollektivität wohl am besten erkennbar ist.

Aber nicht nur das Was der nationalen Agenda ist entscheidend, sondern auch das Wie. Jeder deutsche Zeitungskiosk ist insofern ein Abbild deutscher Polykollektivität, als an ihm die verschiedenen deutschen Kollektivinteressen medial bedient werden. Wenn der Lokführerstreik deutsch ist, dann wird er durch die Berichterstattung noch ein Stück deutscher, denn den Fakten gesellen sich jetzt die typischen Wahrnehmungen deutscher Kollektive hinzu. Die *FAZ* wird den Streik in erster Linie als Vernichtung von Arbeitsplätzen sehen, wohingegen die *Frankfurter Rundschau* eine Gefährdung des traditionellen Gewerkschaftssystems erkennen wird.

Fazit: Wenn Dachkollektive eine empirisch beschreibbare Singularität besitzen, muss ihnen irgendeine Art an realer Gegenständlichkeit zugrunde liegen. Ihr Hauptmerkmal besteht in der Polykollektivität, die nicht als Zufallsaddition oder Chaos zu sehen ist, sondern als zusammenhängendes Konglomerat, dem bestimmte Faktoren Kohäsion verleihen. Solche Faktoren sind einmal die Interaktionsregeln und Institutionen; des Weiteren bestehen sie in präkollektiven und pankollektiven Zusammenhängen. Nicht nur äußere politische Grenzen halten folglich das Konglomerat zusammen, sondern diese inneren Kohäsionskräfte. Nationen sind wie ein Mikadospiele, das man auf den Tisch kippt. Die Stäbchen liegen scheinbar zusammenhanglos über einander. Wenn man aber versucht, eins zu entfernen, wackelt der ganze Haufen. Jeder Politiker wird das bestätigen: Wenn er das Gesetz, das Kollektiv A wollte, erlässt, schreit Kollektiv B.

Nationen sind Unikatskonglomerate. Der erste Teil dieser Begriffsbildung soll auf die Besonderheit und Singularität von Dachkollektiven verweisen; der zweite sowohl auf die Polykollektivität als auch auf die eigentümliche Art der Kohäsion, die trotz aller Verschiedenheit herrscht. Diese Kohäsion ist ein paradoxes Phänomen und beruht auf mindestens drei Faktoren. Den ersten und einfachsten erkennen wir in den Homogenitätsinseln der für alle geltenden Gesetze und Institutionen, der gemeinsamen Kommunikationsmittel und dem ebenso gemeinsamen Schicksal der Geschichte. An zweiter Stelle ist die über die einzelnen Kollektive hinausgreifende Multikollektivität zu berücksichtigen, die auf präkollektive Weise Kollektive verklammert. Wenn ich im Turnverein und im Literaturzirkel Mitglied bin, hängen diese beiden Kollektive, zumindest latent, durch das Bindeglied meiner Person zusammen. Ähnlich wirkt das pankollektive Element. Dass wir Deutschen in einer Demokratie leben, verbindet uns sowohl unter einander als auch über die politischen Grenzen hinaus mit unseren westlichen Nachbarn. Ansonsten herrscht in Uni-

katskonglomeraten aber die Differenz der Polykollektivität, die ja eher der Tendenz zur Entzweigung huldigt. Sie kommt aber insofern nicht zum Tragen, als die Differenzen genau auf einander abgestimmt, sozusagen in einander verhakt und dadurch miteinander verwoben sind.

Noch eine letzte Anmerkung. Die Theorie, dass die Gegenständlichkeit von Nationen als Unikatskonglomerat bestimmt werden kann, relativiert die Ergebnisse der modernen Nationenforschung (Gellner 1983, Anderson 1983, Hobsbawm 1991, Wehler 2001). Sie setzte 1983 durch die Bücher von Gellner und Anderson sowie 1991 von Hobsbawm ein, die bis auf wenige Abweichungen alle drei in die gleiche Richtung gehen. Nationen, so ließe sich zusammenfassen, sind keine natürlich gewachsenen Gruppierungen, wie noch Smith (1986) in seinem Beharren auf "ethnic origins" meinte, sondern dem Zufall zu dankende, machtpolitische Gebilde. Auf diese künstlich erzeugte Realität wird ein ebenso künstliches wie falsches Bild der Nation aufgepfropft. Die Realität ist ethnisch uneinheitlich und auch ansonsten heterogen; das Bild aber gibt sie als völkische Einheit und homogene Kultur aus. Anderson (1983) fügt mit seinem Begriff "imagined communities" dem eine weitere Facette hinzu⁴. Wir sehen die Nation, die ja eigentlich eine amorphe Masse bildet, wie eine überschaubare Gemeinschaft. Bei diesen Neuansätzen, welche die traditionelle Nationenvorstellung als Konstruktion bloßstellen, wird leicht der Eindruck erweckt, dass die Nation nur eine eingebildete Gegenständlichkeit besitzt und keine reale. Dem wurde hier mit Hilfe des Begriffs Unikatskonglomerat entgegen getreten.

Literatur

Anderson, Benedict (1983): *Imagined Communities*. London: Verso.

Beck, Ulrich (1998): *Was ist Globalisierung?* Frankfurt: Suhrkamp.

Gellner, Ernest (1983): *Nations and Nationalism*. Oxford: Blackwell.

Geertz, Clifford (1973): *The Interpretation of Cultures*. New York: Basic Books.

Geertz, Clifford (1996): *Die Welt in Stücken. Kultur und Politik am Ende des 20. Jahrhunderts*. Wien: Passagen-Verlag.

Gorer, Geoffrey (1948): *The American People. A Study in National Character*. New York: W. W. Norton.

Hartinger, Walter (1993): *Volkskunde zwischen Heimatpflege und kritischer Sozialarbeit*. In: Hansen, Klaus P. (Hrsg.): *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*. Tübingen: Narr, S. 41-58.

Hobsbawm, Eric J. (1991): Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt: Campus-Verlag.

Isaac, Benjamin (2005): The Invention of Racism in Classical Antiquity. Princeton: University Press.

Kiesling, Scott F. / Paulston, Christina B. (Hrsg.) (2005): Intercultural Discourse and Communication. The Essential Readings. Malden: Blackwell.

Mead, Magaret (1928): Coming of Age in Samoa. New York: Morrow.

Mead, Magaret (1951): The Study of National Character. In: Lerner, Daniel (Hrsg.): The Policy Sciences. Recent Developments in Scope and Method. Stanford: Stanford University Press, S. 70-85.

Nünning, Ansgar / Nünning, Vera (2003): Konzepte der Kulturwissenschaften. Stuttgart: J.B. Metzler Verlag.

Potter, David M. (1954): People of Plenty. Economic Abundance and the American Character. Chicago: University of Chicago Press.

Renan, Ernest (1990): What is a Nation? (englische Übersetzung) In: Bhabha, Homi K. (Hrsg.): Nation and Narration. London / New York: Routledge, S. 8-22.

Smith, Anthony D. (1986): The Ethnic Origins of Nations. Oxford / New York: Oxford University Press.

Warneken, Bernd Jürgen (2000): Zum Kulturbegriff der Empirischen Kulturwissenschaft. In: Fröhlich, Siegfried (Hrsg.): Kultur. Ein interdisziplinäres Kolloquium zur Begrifflichkeit. Halle: Landesamt für Archäologie, S. 207-214.

Wehler, Hans-Ulrich (2001): Nationalismus. Geschichte, Folgen, Formen. München: C.H. Beck Verlag.

Welsch, Wolfgang (1995): Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp.

Willoweit, Dietmar / Fehn, Janine (Hrsg.) (2007): Johann Gottfried Herder, Staat, Nation, Humanität. Ausgewählte Texte. Würzburg: Königshausen und Neumann.

¹ Eine genauere Darstellung der antiken Homogenitätsthesen gibt Benjamin Isaac (2004) in „The Invention of Racism in Classical Antiquity“. Der Titel ist etwas irreführend, da Isaac vor allem zeigt, dass in der Antike Xenophobie zu erkennen ist, nicht aber Rassismus.

² Das hält sich bis zu Anthony D. Smith (1986).

³ Die gleiche Argumentation trägt Clifford Geertz (1996) vor.

⁴ Diese von Benedict Anderson 1983 aufgestellte Behauptung geht übrigens auf Ernest Renan und dessen Vorlesung "Qu'est-ce qu'une nation?" von 1882 zurück (Renan 1990).